

Magister Otto Neubauer

Eröffnungsvortrag der Pädagogischen Woche Köln - Montag, 09.10.2017

- Niederschrift des mündlichen Vortrags -

**„Mission possible?!“ –
Was bedeutet das in einer säkularen Gesellschaft und in der öffentlichen Schule?**

Sehr geehrter Herr Kardinal,
sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich wirklich sehr, dass ich heute bei Ihnen sein kann.

Man darf sich fragen, warum Sie einen Österreicher eingeladen haben, wenn es um so schwierige Themen geht?

Sie wissen vielleicht, dass wir Österreicher immer ein bisschen Minderwertigkeitskomplexe haben, wenn wir in Deutschland auftreten sollen. Tatsächlich, ich gehöre zu diesen, auch wenn Sie mir das womöglich (aus Höflichkeit) nicht glauben wollen. Letztens war die ehemalige langjährige polnische Botschafterin für Österreich wieder einmal als Vortragende bei uns in Wien; sie hat diesbezüglich sogar ‚noch einen draufgesetzt‘: „Ja, ich weiß es, die Österreicher bewegen sich immer zwischen *Minderwertigkeitskomplex* - und *Größenwahn!*“ Das hätte nicht nur – aber auch – damit zu tun, dass Österreich so klein geworden wäre und doch einmal so groß war usw. Ich würde Sie jetzt ja nicht mit meinem Psychohaushalt und dem der Österreicher aufhalten, wenn es nicht so sehr mit unserem Thema von heute zu tun hätte.

mission possible

Auf dem Weg hierher hat mir eine Ihrer Kolleginnen gesagt: Also, wenn es hier ein unausgesprochenes Grundkonzept für Schule und Religion gibt, dann wäre es das: „Nein, *Mission* machen wir heute definitiv nicht mehr!“:

Also doch: *mission IMpossible*

Ich glaube, dass die Entwicklung, die Irritation um die Frage, welche Rolle *Religion* heute in der Gesellschaft spielt, eine sehr tiefgreifende ist. Irritierend auch deswegen, weil die Ausdrucksweisen so widersprüchlich und seltsam quer sind, einerseits stark emotional und andererseits wieder so peinlich verhalten daherkommen. Der Spannungsbogen zwischen ‚Minderwertigkeitskomplex‘ und ‚Größenwahn‘ scheint mir hierzu nicht übertrieben.

Wir haben mit unserer Wiener Akademie für Dialog und Evangelisation in den letzten 25 Jahren zahlreiche Gemeindemissionen durchgeführt - viele im deutschsprachigen Raum, aber auch in anderen Ländern Europas. Zudem große Schulprojekte, zurzeit sehr viele Dialogprojekte mit jungen Agnostikern, Atheisten, Muslimen ... Und dabei erleben wir zunehmend, dass nicht wenige Christen einerseits von *Minderwertigkeits-Erfahrungen* und andererseits von *übersteigendem Selbstbewusstsein* geprägt sind:

Auf der einen Seite eine Art von ‚Scham‘: „Wir Katholiken sind da irgendwie langsam wie der letzte Rest“ (auch wenn der rheinische Katholizismus, so scheint mir, noch einmal eine etwas andere Selbstwahrnehmung hat). Aber prinzipiell geht es erst einmal darum: *Haben*

wir noch etwas zu sagen? *Dürfen* wir noch etwas sagen? Allein das stete Schrumpfen der Gemeinden ist rein psychologisch gesehen für all die ‚Hinterbliebenen‘ nicht zu unterschätzen. Wie oft müssen wir hören: Wir haben *nur noch* soundso viele Leute, es gibt bei uns *nur noch* soundso viele, die bei uns mitwirken.

Und gleichzeitig gibt es, und das ist der andere Pol des Spannungsbogens, eine zunehmend kämpferische Art, eine neue Art einer nahezu aggressiven Offensive. Man hat zuweilen den Eindruck, dass jetzt erst richtig zum Kampf geblasen wird: „Wir sind jetzt dran!“ Auch in Abgrenzung zu anderen Kulturen. „Da gibt es zu viele andere (Muslime, Religionslose usw.), die uns das Feld streitig machen, jetzt müssen wir *den Raum verteidigen* und in die Offensive gehen.“ Nicht nur hinter vorgehaltener Hand überkommt einem aufgeklärten liberalen Europäer das Urteil: realitätsfremd – und eben Größenwahnsinnig.

Ich stehe heute hier, weil wir einen anderen Weg finden müssen. Ich stehe hier, um einfach *Zeuge* dafür zu sein, dass es in Wahrheit viel hoffnungsvoller ist, in der Tat viel ‚verheißungsvoller‘! Ich stehe heute hier, weil ich sagen will, dass diese Botschaft von der *mission*, diese ‚*Frohe Botschaft*‘, diese ‚*Gute Nachricht*‘ für die Welt, so viel mehr *erwartet* wird, als wir annehmen wollen. Und es wird nicht nur die *Botschaft* erwartet, sondern es wird *jemand* erwartet.

Ganz offen gesprochen: es berührt mich außerordentlich, dass ich zum Unterschied von katholischen Veranstaltungen (darunter auch Priestertagungen) vor allem bei Begegnungen in einem gänzlich säkularen Umfeld oder vor agnostisch orientierten Gruppen so viel mehr an positiver Resonanz hinsichtlich tiefer Glaubensthemen erlebe – als eben in den ‚eigenen‘ Reihen.

Es ist nur die Frage, ob wir es wahrnehmen, ob wir es hören können, ob wir die Sprache verstehen, die uns entgegenkommt. Den säkularen und öffentlichen Raum empfinde ich heute viel *empfänglicher* für existenzielle Grundsatzfragen. Ich kann nur zu gut bestätigen, was Papst Benedikt XVI. schon bei seiner letzten Deutschlandreise ausgedrückt hat: „Die Geschichte kommt der Kirche in gewisser Weise durch die *verschiedenen Epochen der Säkularisierung* zur Hilfe, die zu ihrer Läuterung und inneren Reform wesentlich beigetragen haben (...) Das missionarische Zeugnis der ‚entweltlichten‘ Kirche tritt klarer zutage. Die von materiellen und politischen Lasten befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein.“ Und letztlich werde mit der *Säkularisierung* die eigentliche *Substanz* der Botschaft wieder freigesetzt.

Ja, wie?

Ich möchte einfach von unseren Erfahrungen berichten und diese mit Ihnen teilen. Daraus werde ich drei Lernprozesse nehmen, durch die wir selber gegangen sind und noch immer mittendrin stehen. Wir haben zwar nicht überall eine Lösung, dafür aber einen spannenden Weg gefunden.

Bevor wir aber in die einzelnen Prozesse konkret einsteigen, möchte ich Sie in eine spezielle persönliche Erfahrung mit hineinnehmen und von einer Begegnung erzählen, die die Spur für das Ganze legt. Es betrifft Papst Benedikt XVI. - im prophetischen Blick auf Papst Franziskus.

Im Sommer 2011 war ich bei einem theologischen Forum in Castel Gandolfo eingeladen und durfte vor Papst Benedikt XVI. und seinem ‚Schülerkreis‘ über das weite Themenfeld

referieren: Wie denn das mit der Mission in der heutigen Gesellschaft konkret gehen soll? Es war ein ganz illustrierter Kreis. Man muss sich das Setting wie eine besonders ehrwürdige Schulklasse vorstellen, die sich schon seit Jahrzehnten regelmäßig trifft; mittlerweile hauptsächlich emeritierte Universitätsprofessoren. Und ich kam mir damals nicht wie der Österreicher in Deutschland vor, sondern wie der kleine verirrte Schuljunge, der vor lauter ehrenhaften Professoren einen Vortrag halten und dazu noch mit dem Sitznachbar Papst XVI. diskutieren soll.

Jedenfalls kamen wir hier auch auf das Thema zu sprechen, das Papst Benedikt so geliebt hat. Er verwendete ja gern das Bild vom jüdischen Tempel und vom Tempel-*Vorhof*. Im ‚Vorhof‘ versammelten sich nämlich alle Völker, alle Heiden. „Wir müssen Tempelvorhof-Situationen schaffen, wo wir mit den Menschen in den Dialog treten können,“ so der Papst. Während der anschließenden Diskussion kam es irgendwann zu einem verstörenden und gleichzeitig hochspannenden Moment: Ein mittlerweile emeritierter Dogmatiker aus Deutschland schien die Diskussion zu einem klaren Ende bringen zu wollen: „Es ist müßig, lange weiter zu reden, es geht doch nur um eine Frage: ‚Wie kriegen wir die Leute wieder in die Kirche hinein?‘ Also vom Vorhof IN den Tempel – die Richtung ist doch ganz klar.“ Ich erinnere mich noch gut, wie der Papst ihm und dem Kreis daraufhin sehr eindringliche Worte entgegengesetzte. Als hätte Benedikt seinen Nachfolger Franziskus mit der ‚Revolution der Zärtlichkeit‘ schon vor Augen gehabt, so hob er geradezu prophetisch hervor, dass die eigentliche Frage der Zukunft der Mission nicht in der Frage bestünde, wie wir die Menschen in die Kirche, in unsere Gemeinschaft, hineinbekämen. Es ginge vielmehr darum, ob wir wirklich bereit wären, den Schritt hinaus zu den Menschen – vom „Tempel“ in den „Vorhof der Heiden“ – zu machen. Punkt 1: Sind wir überhaupt bereit, den SCHRITT in den Vorhof zu machen?

Jetzt stehe ich vor vielen Religionslehrer/innen, die ständig mit Schule zu tun haben und mir sagen werden: ja, aber wir sind wie kaum jemand anderer schon längst IM Vorhof. Da haben Sie auch vollkommen Recht, den Schritt haben Sie (zumindest in institutioneller Weise) schon gemacht.

Dann kommt aber der zweite Punkt, den der Papst anfügt und der meiner Meinung nach ein Schlüssel ist: „Wollen wir auch *wirklich und ernsthaft GEMEINSCHAFT BILDEN* mit denen, die im Vorhof sind?“

Papst Benedikt schaute lange die ehrenwerte Runde an – das ist mir unvergesslich - und stellte dann fest: „Das sind doch die Suchenden draußen in der Welt. Aber - sind wir nicht alle Suchende?!“ Mission könne deshalb nur in großer Demut passieren. Gerade im Dialog mit der atheistischen und agnostischen Welt werde klar, dass niemand ‚Objekt‘ der Mission sein wolle. Etwas später wird dann Papst Franziskus noch energischer dazu auffordern, dass sich die Kirche nichts vorgaukeln solle, Gott „immer nur für sich zu haben, ihn einzusperrn in unsere Schemata und unsere Strategien.“ Man müsse nämlich Gott vielmehr dort suchen, wo er uns begegnen will und nicht da, wo wir meinen, ihn zu treffen.

Wenn wir die aktuelle Geschichte weiter betrachten, können wir feststellen: Ja, mit Papst Franziskus erleben wir genau das als umgesetzt. Er ist nicht nur in den *Vorhof* gegangen, sondern er ist an die *Ränder*, ganz hinausgegangen. Und - er bildet(e) in der Tat *Gemeinschaft* mit den Menschen, mit allen!

Ja, aber wie geht das? Was hat das mit Schule zu tun?

Damit komme ich zu meinem ersten Lernprozess:

Man kann nicht vom Balkon herunter evangelisieren!

Dieses Bild hat Papst Franziskus bei seiner Reise nach Lateinamerika gebraucht und auf vielerlei Weise wiederholt. Man kann nicht vom Balkon herunter evangelisieren! Man muss heruntersteigen. Wenn ich jetzt 20-25 Jahre zurückblicke, dann muss ich für mich persönlich sagen, dass es einer der wichtigsten und herausforderndsten Schritte war, wahrzunehmen, was es bedeutet, eine Mission zu leben: nämlich heruntersteigen! Es ist eine immer neue Herausforderung, dass wir nicht auf Distanz zu den Menschen bleiben. Wir können schlicht nicht – mit dem Blick - von oben herab unseren Glauben teilen.

Ich hatte das Glück, einige Jahre an einem Gymnasium Religion zu unterrichten, von dem ich sagen würde, dass diese Erfahrung in den 90er Jahren schon eine gewisse ‚Vorschau‘ für heute war. Ich sollte dort für den „letzten Rest“ noch Religionsunterricht halten. Man hatte nämlich ein spezielles Gymnasium im südlichen Österreich aufgebaut, das ganz von Kirche und alten Traditionen gereinigt werden sollte. Man hatte alle Kreuze aus den Klassenzimmern entfernt, es gab keine religiösen Schulveranstaltungen mehr usw.; mit viel Energie erkämpften sich Schüler, Lehrer und Eltern über den Weg der Basisdemokratie ihre eigenen Wege zum Lebensglück. Aber vom Schulgesetz her gab es noch immer die Möglichkeit eines Religionsunterrichts. Dort hatte man mich hingeschickt, was ich damals geradezu als Strafe verstand. Nicht wenige Äußerungen und Umgangsformen der Schüler und Eltern verletzten mich schon beim Einstieg in die Schule. Ich wollte so schnell wie möglich wieder von dort weg. In den ersten Monaten musste ich die Erfahrung machen, dass ich trotz vieler Bemühungen doch irgendwie zu scheitern drohte. Ich erreichte einen Moment, in dem ich mir dachte: Jetzt ist alles verloren.

Bis ich - verzeihen Sie mir diese Banalität in einem Saal voller Pädagogen - fast nichts anderes mehr gemacht habe als *zuzuhören*. Irgendwie versuchte ich die Schüler/innen *gern zu haben*. Es war eine Ganztagschule mit vielen Pausen - und diese habe ich fast alle mit den Schülerinnen und Schülern verbracht. Ich habe monatelang einfach vor allem *zugehört*. Und es folgte eine Erzählung nach der anderen. Plötzlich habe ich gemerkt, dass ich eigentlich gar nichts von diesen Kindern, von diesen sogenannten (offensichtlich uninteressierten) Atheisten, von den sogenannten Agnostikern weiß. Auch von der Lehrergruppe wusste ich eigentlich gar nichts, obwohl wir uns wöchentlich zur Lehrerkonferenz versammelten. Ich bin draufgekommen, wie unwissend und weit entfernt ich ihrer Welt war. *Herabsteigen* – d. h. zu realisieren, dass ich sie erst kennenlernen musste. Dass ich die Wunden und die Schönheiten dieser Menschen wahrnehmen musste. Und auf einmal haben sie begonnen zu fragen: „Und du? Was lebst du? Was machst du?“ Ich hatte in dieser Situation nichts anderes anzubieten, als ihnen Anteil zu geben an meinem Leben, Freundschaft aufzubauen ... und zu erzählen von Menschen, von ihren Lebensgeschichten, und was diese mit Gott zu tun haben könnten. Beispielsweise auch von den Heiligen, von den Märtyrern. U. a. beschäftigte die Schüler besonders die Frage, wie man mit Versagen umgehen kann. Als ich einmal über mehrere Stunden bei den Teenagern über den berühmten Pfarrer von Ars erzählte, - vor allem ging es um die Erfahrung von Vergebung -, da meldete sich ein Junge mit der Bitte um eine Abstimmung (Basisdemokratie!): Es ging um die Forderung, auch zur Beichte gehen zu dürfen. Fast die ganze Klasse stimmte dafür. Ich zögerte und wollte keine Probleme mit den Eltern. Schließlich haben sich dieser Abstimmung noch weitere Klassen angeschlossen. Sie können sich nicht vorstellen, welche Vorfreude ich in den Augen dieser Teenager sehen durfte. Das hatte ich noch in keiner katholischen

Schule gesehen. Und wenn ich jetzt an die Freude denke, die ich bei ihnen nach der Beichte erleben durfte, kann ich nur schwer meine innere Erregung zurückhalten. Getaufte und Ungetaufte, auf alle Fälle keine Kirchgänger, haben die Beichte basisdemokratisch in einer öffentlichen Schule von einem ängstlichen und armseligen Religionslehrer eingefordert.

All den ernsthaften und wichtigen Diskussionen über den Niedergang des christlichen Europas möchte ich nur unsere Erfahrung hinzufügen: Wenn wir uns nur in aller Armseligkeit den Menschen von heute tatsächlich aussetzen und ‚heruntersteigen‘, in einen wahren Dialog eintreten, dann werden wir diesen unendlichen Hunger nach Gott spüren, erleben. Er liegt so unmittelbar vor uns. Diese jungen Leute haben mich vieles gelehrt. Und - es war ein großer Akt von *Freiheit*, von beiden Seiten. Niemand wurde dazu gezwungen oder nur genötigt. Wir konnten so unverkrampft über und mit Gott sprechen. Dass diese jungen Menschen dann noch eine Abstimmung durchsetzten, mit der sie ein Kreuz im Klassenzimmer anbringen durften, hat mich gelehrt, welche Früchte echte Vertrautheit und Freiheit bringt.

Nein, ich mache mir keine Sorgen um Europa wegen der Kreuze. Vielleicht werden sie von den sogenannten ‚Heiden‘ wieder aufgehängt.

Erlauben Sie mir nochmals die Frage nach der zentralen Botschaft christlicher Mission. Was meint denn diese Botschaft? Im Philipperhymnus heißt es: Er war Gott gleich. Er! Unsere ganze Mission ist die Mission Jesu. „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich“ (Phil 2, 6-7a). Die Botschaft ist, dass Gott uns zeigen möchte, wie lieb er uns hat. Wie wir lieben können. Und wie war diese Sendung? Er hat sich zum Kleinsten, zum Letzten gemacht, um den Menschen nahe sein zu können. Er ist herabgestiegen, um uns so aufzurichten und heimzubringen! Die Menschen müssen erfahren dürfen, dass es jemanden gibt, der sie wirklich liebhat.

mission possible – die Mission der Kirche ist letztlich, dass wir einen (im besten Sinne) ‚Sklavendienst‘ machen, dass wir den letzten ‚Dienst‘ tun. Vielleicht spüren das Lehrerinnen und Lehrer ohnehin am besten. Wo, wenn nicht in der Schule - würde ich jetzt fast sagen - ist man so nahe dran am Nerv der Zeit? An dem, was es an Wunden, an Freuden, an Brüchen in der Gesellschaft gibt. Wo sonst!? Das ist *mission possible*. Er kommt herunter, Er nimmt den letzten Platz ein. Alles andere wäre nicht das Evangelium.

Wir betonen es gerne – in meiner Diözese Wien genauso wie in Köln - dass wir so viele katholische Schulen haben. Worum geht es uns dabei? Geht es uns um Einfluss? Um Macht? Was wollen wir der Gesellschaft damit zeigen?“ Wie viele Schulen wir auch haben, die *mission* wird immer sein, ‚den letzten Platz‘ einzunehmen. Warum? Weil erst dann die Menschen erleben können, wie lieb sie der Vater hat. Das ist die Mission Jesu. Und das ist unsere Mission.

Zweiter Lernprozess:

Wir haben das Kostbarste zu geben!

Ich habe ja das Wort ‚niederschwellige‘ Mission nicht so gern: Ein bisschen nett sein oder ein bisschen entgegenkommen – niederschwellig. Aber als Christen/innen sind wir berufen, das *Herz* zu geben, nichts Geringeres.

Sie kennen wohl den österreichischen Schriftsteller Peter Handke. Und sicherlich noch andere berühmte Literaten und Kulturschaffende, die sich scheuen, als religiös bezeichnet zu werden. Handke hat vor wenigen Jahren ein bemerkenswertes Interview dazu gegeben. In seiner Schulzeit besuchte er das Kärntner Bischöfliche Gymnasium, und nicht nur deswegen hat er uns in den letzten Jahrzehnten mit harscher Kirchenkritik nicht verschont. Auf die Frage, ob er denn nun ein „religiöser“ Autor wäre, antwortet er – nicht ganz unerwartet: „Darauf gebe ich keine Antwort!“ Auf wiederholte Nachfrage lässt sich Handke schließlich zu der Aussage hinreißen: „... Wenn mir jemand sagt, er sei religiös, geht mir das auf die Nerven – wenn er nicht erzählt, was das ist. Das Erzählen ist das Entscheidende“. Für Handke ist Erzählen auch ein „Sich-Offenbaren“. Und dann beginnt Handke überraschend selbst zu erzählen: „Wenn ich an der heiligen Messe teilnehme, ist das für mich ein Reinigungsmoment sondergleichen. Wenn ich die Worte der Heiligen Schrift höre, die Lesung, die Apostelgeschichte, die Evangelien, die Wandlung erlebe, die Kommunion und den Segen am Schluss ‚Gehet hin in Frieden!‘ [...] die Eucharistie ist für mich spannender, die Tränen, die Freude, die man dabei empfindet [...] Ich weiß, ich habe, wenn ich das sage, eine Schattenlinie übersprungen, aber dazu stehe ich.“

Dieses unscheinbar Persönliche, geradezu „Kleine“ birgt eine entscheidende Provokation für die heutige so erwachsene und alte Kirche in sich. Wie oft habe ich erlebt, dass Menschen – gerade im säkularem Kontext - wirklich vom eigentlichen *Schatz* hören wollen. Sie wollen nichts Geringeres als von *Gott* hören.

Wie bereits erwähnt, in unserer Wiener Akademie haben wir viele Projekte mit Atheisten, Agnostikern, Dialog-Werkstätten, politische Werkstätten, Medienwerkstätten. Es ist wie eine Art Schmelztiegel aus Christinnen/Christen und Nicht-Christen und Andersgläubigen. Wir gehen so einen Weg mit den jungen Leuten, teilen ihre Interessen wie auch die intellektuelle Auseinandersetzung in wichtigen gesellschaftlichen Fragen. Und wir bringen unseren christlichen Glauben im Dialog ein.

Eine Studentin fragte mich nach einem Jahr Medienkurs, ob sie mir eine „intime“ Frage bezüglich meines Glaubens stellen dürfte. Das ganze Jahr über brachte sie nämlich wiederholt zum Ausdruck, dass sie ungläubig wäre, sich aber unglaublich wohl im Kurs wie im Haus fühle. Sie wollte nun wissen, ob ich denn zum Schluss für sie gebetet hätte. Ich zögerte anfangs mit der Antwort, weil sie ja nicht bekehrt werden wollte – wer will das schon, „Objekt der Mission“ sein? Als ich bejahte, fragte sie, ob ich denn schon seit Anfang des Kurses, seit einem Jahr, für sie gebetet hätte, und als ich dann wieder mit Ja antwortete, sagte sie bewegt: „Ganz ehrlich, darauf hatte ich gehofft!“ Ich könnte das jetzt mit vielen ähnlichen Beispielen fortsetzen und sicherlich einige von Ihnen auch. Wie viele warten auf das Gebet, auf die Fürbitte von uns Christen. Wie viele hoffen auf Christen – im Verborgenen - und wollen sich mittragen lassen!?

Wenn wir Dialogveranstaltungen an den verschiedensten „säkularen“ Orten wie in Cafés, Bars, Kulturstätten, Unis etc. durchführen, sind es natürlich auch „missionarische“ Dialoge. Unsere agnostischen oder atheistischen Freunde verstehen zum Teil besser als Kircheninsider, dass der Dialog nicht von der inneren Mission jedes Dialogpartners zu trennen ist. Wir sind dabei, zu lernen, was es heißt, transparenter und ehrlicher zu sein.

Vor dem Sommer war ich mit 40 Studierenden – zum größten Teil Agnostikern - in Rom, u. a. um Europa-Politiker zu besuchen. Wir waren auch im Vatikan, im päpstlichen Palast, wo

uns der neue Vatikan-Außenminister Gallagher sehr ausführlich erzählte, wie und mit welcher Botschaft der Papst in die säkulare Gesellschaft hineinwirkt. Unser Besuch fand an demselben Tag statt wie der von US-Präsident Trump und seinem Außenminister, an dem der vatikanische Außenminister selbstverständlich auch teilnahm. Unsere Studierenden waren tief beeindruckt, dass uns der Vatikan-Außenminister trotzdem empfangen hatte; unmittelbar vor dem Termin mit dem US-Außenminister. Vor allem fühlten sie sich so wertgeschätzt, egal ob fromm oder nicht. Es ginge darum, so der Erzbischof, etwas bewegen zu wollen, für diese Gesellschaft etwas zu tun. „Deshalb ist es so wichtig, dass Ihr hier seid!“ Als wir am Abend im Hotel noch bis eins Uhr morgens an der Bar saßen, konnten sich die Studierenden kaum mit Fragen zurückhalten: „Kannst du uns bitte von deinem Glauben erzählen?“

Diese und andere Begegnungen sind für mich signifikant für die Erwartung unserer heutigen Gesellschaft, die wir nicht sehen können, wenn wir sie nicht zugänglich machen. Wir sind selbst eingeladen, das *Kostbarste* zu geben. Die Menschen wollen wieder von Gott hören; vielleicht nicht in großen Katechesen, nicht mit allzu vielen religiösen Vokabeln, sondern einfach unsere Erzählungen, das *wahre Leben*.

Wir haben vorhin im Grußwort von Frau Dr. Schwarz-Boenneke von der Frage nach „Heimat“ gehört, von „Beheimaten“ in Religion und Glaube. Ja, natürlich suchen unsere jungen Leute Heimat. Vor allem aber geht es auch um ein Heimweh nach Gott. Papst Benedikt hat diesen unglaublich faszinierenden Satz über die Mission der Kirche geprägt: „Wir sollen so leben, damit andere Menschen ihr verborgenes Heimweh nach Gott akzeptieren lernen.“

Bei aller scheinbar noch so tiefgreifenden Religionslosigkeit bin ich noch immer fest davon überzeugt, dass alle Menschen in ihrer Seele Heimweh nach Gott haben. Meine Frau, die bei unserem Kennenlernen nicht gläubig war, sagte mir am Beginn unserer Freundschaft: „Es tut mir leid, aber das Christentum hat mich einfach nicht interessiert. Gott hat mich schlicht nie interessiert!“ Später, als sie zum Glauben kam, formulierte sie es so: „Ja natürlich hatte ich eine Sehnsucht nach Gott, aber es kam mir nicht in den Sinn, dass meine menschlichen Sehnsüchte nach unbedingter Liebe mit Gott beantwortet würden.“

Unser dritter Lernprozess: Die Gemeinschaft heilt!

... auch nichts Neues für Pädagogen. Aber wir – vielleicht nicht so sehr im rheinischen Katholizismus – haben uns in der Kirche viel zu lang darin geübt, allein zu kämpfen. Und wir haben zu viele geschlossene Milieus geschaffen. Dem gegenüber hat Papst Franziskus eine zukunftsweisende Vision einer gemeinschaftlichen Mission formuliert. Er spricht von einer ‚Neuen Mystik‘: „... zusammen zu leben, uns unter die anderen zu mischen, einander zu begegnen, uns in den Armen zu halten, uns anzulehnen, teilzuhaben an dieser etwas chaotischen Menge, die sich in eine wahre Erfahrung von Brüderlichkeit verwandeln kann, in eine *solidarische Karawane*, in eine heilige Wallfahrt.“ (Evangelii Gaudium 87)

Gerade durch die Gemeinde- und Stadtmissionen haben wir viele Menschen kennengelernt, die einfach ‚guten Willens‘ sind und sich mit uns auf den Weg machen. Es sind Menschen, die sagen: ‚Ich kann nicht an Gott glauben, aber ich möchte euch helfen, ich möchte mit euch gehen‘. Wir haben gelernt, diese Menschen mit in eine Weg-Gemeinschaft zu nehmen.

Oder uns von ihnen mitnehmen zu lassen. Ich glaube, dass die Schulen – ob durch den Regionsunterricht oder/und durch andere Allianzen – bevorzugte Orte solcher ‚*Solidarischen Karawanen*‘ sein können. Das gilt für katholische genauso wie für öffentliche Schulen. Wo Menschen sich sammeln, wo wir einander tragen, uns gegenseitig mitnehmen und ‚Gemeinschaft stiften‘. Wo wir ‚Heimat geben‘ können.

Es klingt zwar nicht so sexy, von ‚Kirchorten‘ sprechen, aber natürlich sind Schulen solche Orte, eigentlich Gemeinden. Oder wir könnten von *church plantings* sprechen, wo Kirche neu aufgebaut wird. Das ist keine Konkurrenz zu den klassischen Pfarrgemeinden, vielmehr eine wunderbare kreative Ergänzung. Kirche geschieht dort, wo Menschen ihre Wunden und Schönheiten zeigen dürfen, weil es andere Menschen gibt, die ihnen zuhören, die sie ohne Wenn und Aber annehmen. Damit ist klar, dass wir Lehrerinnen und Lehrer brauchen, die weit darüber hinausgehen, ihr Fach zu unterrichten. Ich glaube, dann erleben die Menschen uns als eine Kirche, die niemanden vereinnahmt, aber jeden einlädt. In unserem jeweiligen Fach versuchen wir sehr kompetent zu sein, aber unsere Gesellschaft mit all ihren Zerfallserscheinungen ruft nach viel mehr, vor allem - nach einem Mehr an *Gemeinschaft*, weil nur dies die Basis dafür ist, dass so viele notwendige Heilungen passieren können.

Ich habe sechs Kinder, davon fünf Töchter. Sie bringen immer wieder viele andere Freundinnen mit nach Hause. Wir sind dankbar, dadurch immer viel Leben zu Hause zu haben. Erst mit der Zeit bemerkte ich, dass viele (oder die meisten) Freundinnen unserer Kinder nicht das Glück einer Familie haben. Auch hier lernen wir Gemeinschaft zu stiften, indem wir uns in Gastfreundschaft üben. Unser Dienst als Pädagogen geht natürlich weit über das hinaus, was wir unmittelbar in der Schule machen. All das, was wir in unseren Wohnungen oder anderen vertrauten Heimstätten tun können (bei aller Klugheit im Umgang mit begrenzten Ressourcen), schafft heilsame Nähe. Ohne diese Berührbarkeit ist eine christliche Mission nicht möglich. Wie ich überhaupt glaube, dass sich die Zukunft und der Aufbau der Kirche größtenteils in den Wohnungen abspielen wird; dort wo das normale Leben stattfindet.

Ich komme zum Schluss. Wir haben mit den beiden Polen von *Minderwertigkeitskomplex* und *Größenwahn* begonnen. Beide lassen sich wundersam wandeln – in *Demut* und echte *Leidenschaft*. Ich glaube, dass der Dienst, den wir tun – verzeihen Sie, wenn ich es noch einmal so ausdrücke – ein ‚Sklavendienst‘, ja ein liebevoller Dienst an den Menschen ist, und dass dies die entscheidende Brücke zu den Menschen von heute, zu dieser Gesellschaft kennzeichnet. Weil auch wir die Verwundeten sind. Weil wir nicht die Besitzer der Wahrheit, sondern ‚Beschenkte‘ sind; und das ist ein riesiger Unterschied. Der glücklich Beschenkte will einfach weiter schenken und kann dabei leidenschaftlich werden. Ja, es darf offensiv sein, weil es freudig ist – und damit paradoxerweise absichtslos. Weil das Geschenk für alle da ist – und mit Sehnsucht erwartet wird. ‚*Mission possible*‘ im säkularem Raum, nicht überwältigend oder manipulativ, nein, sondern *demütig und leidenschaftlich!*

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihr aufmerksames Zuhören!